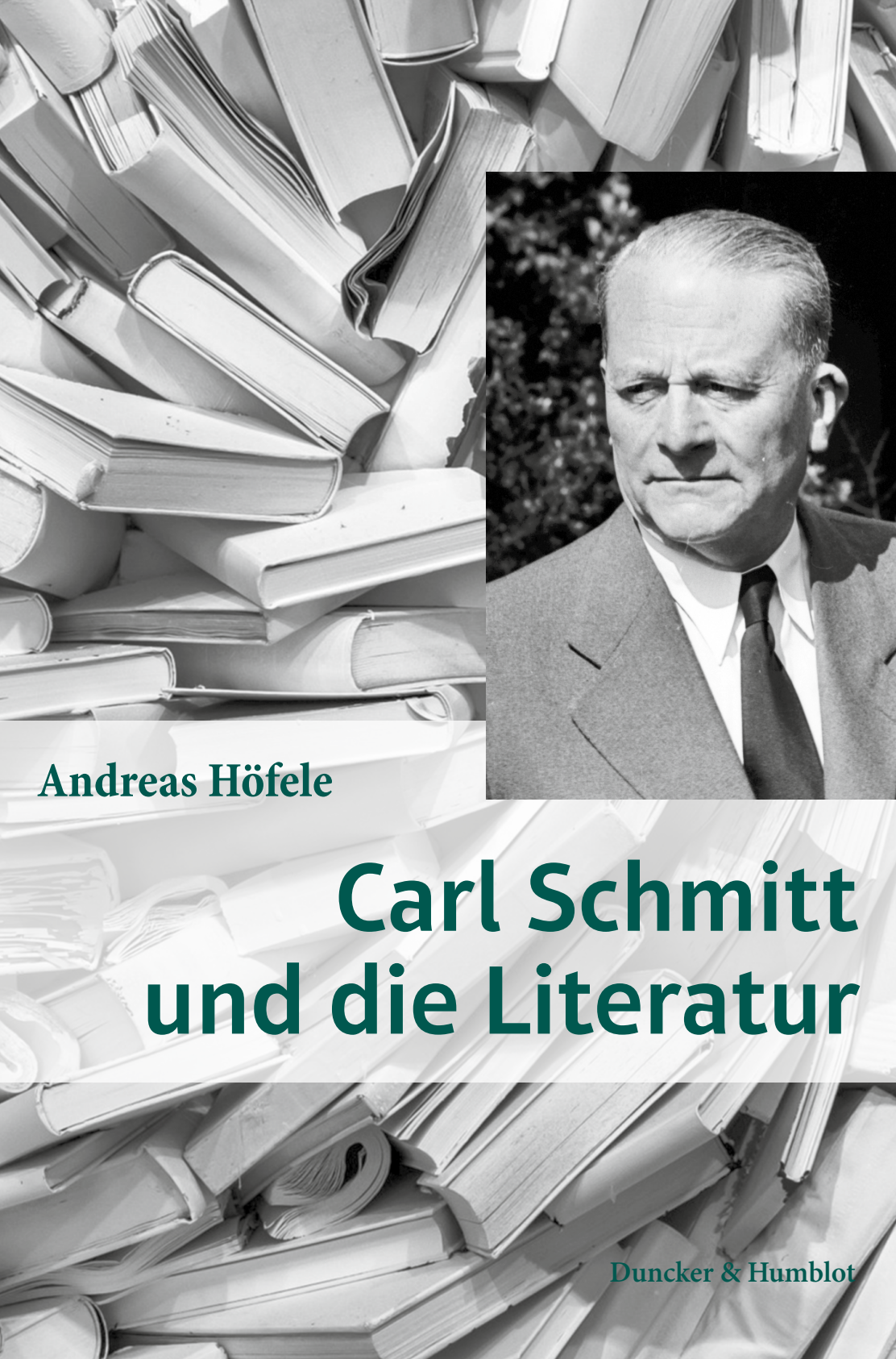

Andreas Höfele

Carl Schmitt und die Literatur

Duncker & Humblot

ANDREAS HÖFELE

Carl Schmitt und die Literatur

Carl Schmitt und die Literatur

Von

Andreas Höfele

Duncker & Humblot · Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlag:
Hintergrundbild: © ginasanders/123RF.COM
Porträt Carl Schmitt: © Carl-Schmitt-Gesellschaft e.V.
(Foto: Horst Hassel)

Alle Rechte vorbehalten
© 2022 Duncker & Humblot GmbH, Berlin
Satz: L101 Mediengestaltung, Fürstenwalde
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-428-18608-2 (Print)
ISBN 978-3-428-58608-0 (E-Book)

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ♾

Internet: http://www.duncker-humblot.de

Inhalt

Einleitung: Das dritte Auge 9

Kapitel 1

Mit der Dichtung gegen die Zeit: Die *Schattenrisse* und *Das Nordlicht* 18

I. Anfänge: Berlin 1907 18
II. Arm wie ein Landigel 23
III. *Schattenrisse*: gelehrte Versteckspiele 28
IV. Die Umrissenen 34
V. Der Dichter des *Nordlichts* 51
VI. Schmitts *Nordlicht*-Studie von 1916 58
VII. *Nordlicht* und politischer „Mythus“ 67
VIII. „Bruch-Marmor“ 71

Kapitel 2

Unter Literaten 78

I. Militär und Boheme 78
II. Kulturkatholizismus und Literatentum: Franz Blei 85
III. Die Buribunken 90
IV. Die Fackelkraus 100
V. Der magische Bischof: Hugo Ball 117
VI. „Weit mehr als eine bloße Episode“: Schmitts Begegnung mit Ball 124
VII. Balls *Folgen der Reformation* – und die Folgen 131

Kapitel 3

Shakespeare I: Der Othello-Komplex 153

I. „Von einem, der nicht klug, doch zu sehr liebte“ 153
II. Gejagt von den Furien 159

III. Der Schatten Gottes 165
IV. Der Mohr mit dem germanischen Namen 168
V. Der treue Zigeuner 174
VI. Meer und Medusa: das Abjekt 179
VII. Arbeit am Begriff 183

Kapitel 4

Konrad Weiß: Der schwäbische Epimetheus 194

I. Der Verkannte 194
II. Der Freund 196
III. Morgengestirn 201
IV. Die eigentliche(re) katholische Verschärfung 211
V. Der christliche Epimetheus 220
VI. 1933, oder: Die Aufbrecher 229
VII. Justitia: ein Gedicht und eine Widmung 235

Kapitel 5

Lange Schatten, geheime Zeichen: Herman Melvilles *Benito Cereno* 247

I. Das neue Reich 247
II. Eine Warnung 260
III. Melvilles Erzählung 262
IV. Geburt eines Mythos 267
V. Signale aus dem Bauch des Leviathans 272
VI. Der Besiegte 291
VII. Ableger 295
1. Enrique Tierno Galvan: „Benito Cereno oder der Mythos Euopas“ . . 295
2. Nicolaus Sombart: „… das Allerschlimmste zu verhüten“ 302
3. Sava Kličković: Atufal oder die Weltvernichtung 306
4. Marianne Kesting und die „Negerfrage“ 309
5. Hans-Dietrich Sander: Blick zurück im Zorn 318
VIII. Die falsche Befreiung 324

Kapitel 6

Nachkrieg 328

I. Hitlerbilder 328
II. Davongekommen 337
III. Gespräch mit einem Kollegen 343
IV. Zwei Gräber in Berlin 347
V. Urworte, magische Klänge 356
VI. In der Stille 365
VII. Glossarium 368
VIII. Polarität der Zeitgenossen: Thomas Mann, Gottfried Benn 376
IX. Das Verhältnis zu Ernst Jünger 382

Kapitel 7

Shakespeare II: Hamlet in Plettenberg 397

I. Vorspiel: Fortinbras 1914 397
II. „Deutschland ist Hamlet“: ein Rückblick 399
III. Hamlet Stunde Null 404
IV. „Schreibtafel her!“ 408
V. Sohn der Maria Stuart 410
VI. Einbruch der Zeit 414
VII. Der englische Garant: John Dover Wilson 425
VIII. Walter Benjamins Hamlet 429
IX. Reaktionen 436
X. Kurve abwärts 443
XI. Zauderer und Aufhalter 449
XII. Nachspiel: Fortinbras 1989 452

Kapitel 8

Auf zum letzten Gefecht, oder: Schmitt contra Blumenberg Literarisches in der Säkularisierungsdebatte 455

I. Goethes ungeheurer Spruch 455
II. Kontaktaufnahme 459
III. Säkularisierung: eine „Kategorie historischen Unrechts“ 462

IV. Weltlichkeit gegen Verweltlichung 466
V. Erik Petersons ‚Legende' 471
VI. Politische Theologie II 473
VII. Finale furioso 477
VIII. Arbeit am Mythos 486
Epilog: Die Verfolger 489

Dank 500
Verzeichnis der Kürzel 501
Auswahlbibliographie 503
I. Carl Schmitt 503
II. Weitere Literatur 504

Abbildungsnachweise 513
Personenregister 514

Einleitung: Das dritte Auge

Im März 1939 erhält Carl Schmitt einen Brief seines Hamburger Bekannten Wilhelm Stapel. Der bedankt sich für Schmitts *Schattenrisse*, eine Frühschrift aus dem Jahr 1913, in der der Rechtsprofessor – damals noch Rechtsreferendar – die Creme der zeitgenössischen Literatur persifliert hatte:

> Sehr geehrter Herr Staatsrat,
>
> Die „Schattenrisse" habe ich teils an der Elbe, einsam Kaffee trinkend, teils beim Rotwein abends in der Stube gelesen. Also unter zwei entscheidenden Bedingungen.
>
> Ich habe den sprachlichen Hohn genossen […]. Ich habe mich ergötzt an dem „Lächeln des Menschen, dessen Wahrheitsdrang Genüge geschah, wenn er einen Blick hinter selbstgebaute Kulissen tun durfte". Und besonders an dem, der „wünscht, es wüchsen ihm Hörner, wenn er so brüllt". […] Das „Zeitalter der Abspülbarkeit" ist eine Prägung, die in der Tat Gemeingut aller Gebildeten werden sollte.
>
> Es ist in Deutschland so selten, daß ein Gelehrter auch ein guter Schriftsteller ist. Hoffentlich aber kommt das Propaganda-Ministerium nicht dahinter, daß die französische Literatur eine Weltmacht ist; sonst würden unsere Gelehrten bald auf Hervorbringung besserer Qualitätsliteratur geschult werden. Mit dem einen Auge müßten sie auf ihr Werk sehen, mit dem anderen auf die Studenten, woher sollen sie ein drittes Auge, mit dem die Literatur zu betrachten wäre, nehmen?[1]

Schmitt wird sich über das Lob seiner Literatursatire gefreut haben, zumal aus so berufenem Munde. Mit *Literatenwäsche* (1930) hatte Stapel sich selbst recht erfolgreich in diesem Genre betätigt. Dass er in sein Lob Schmitts gesamtes Schaffen einbezieht, bestätigt nur, was auch von anderen längst bemerkt worden war: Schmitts schriftstellerische Brillanz, sein unverwechselbarer Stil galten von Anfang an als sein Markenzeichen. Natürlich hat er keine Nachhilfe in französischer oder sonst irgendeiner europäischen Literatur nötig. Also ist die anatomische Verlegenheit seiner Berufsgenossen für ihn auch kein Problem. Ganz offenkundig verfügt er über das, was seinen beschränkteren Kollegen fehlt: jenes dritte, auf die Literatur gerichtete Auge.

---

[1] Stapel an Schmitt, 12.3.1939, Nachlass Carl Schmitt, Landesarchiv NRW, RW 265-15680. Abgedruckt in: Siegfried Lokatis (Hg.), „Wilhelm Stapel und Carl Schmitt – Ein Briefwechsel", in: Piet Tommissen (Hg.), *Schmittiana* V, Berlin: Duncker & Humblot, 1996, S. 27–108, hier: S. 64.

Schmitts Affinität zur Literatur ist bekannt, erklärt aber nicht, warum es lohnt, diesem Thema ein ganzes Buch zu widmen. Weder die literarischen Qualitäten seiner Schriften, noch seine enorme Belesenheit und nicht einmal die Tatsache, dass er sich als junger Mann selber als Literat versucht hat, sind ein hinreichender Grund. Fast schon im Gegenteil: Dergleichen wäre schließlich typisch für den Dilettanten, der sich an etwas ‚erfreut', das abseits seiner eigentlichen Profession liegt – der Internist etwa, der sich im Medizinerorchester an der Bratsche bewährt.

Darum aber handelt es sich bei Schmitt nicht. Von einer Nebenbeschäftigung, einem Freizeitvergnügen kann bei seinem Umgang mit Literatur keine Rede sein. Entscheidend – und der entscheidende Grund, sich mit dem Thema zu befassen – ist vielmehr, dass Schmitt, wenn er sich über Literatur äußert, die Hauptgebiete und -anliegen seines Denkens nicht verlässt. Literatur genießt bei ihm keinen Autonomiestatus. Sie ist kein Reich des schönen Scheins und freien Spiels. Sobald die Literaturwissenschaft ihren Gegenstand für autonom und politisch neutral oder schlechterdings apolitisch erklärt – so wie sie es in Deutschland nach 1945 aus leicht einsichtigen Gründen getan hat –, macht Schmitt diese Bewegung nicht mit. Programmatisch konstatiert der Untertitel seiner Hamlet-Studie von 1956 den „Einbruch der Zeit in das Spiel". *Nur* Spiel ist Literatur für Schmitt nie. Reines Ästhetentum lehnt er ab. Nicht, weil er die Literatur zu wenig ernst nähme, gerät er in Widerspruch zu ihrer Wissenschaft, sondern weil er sie in gewisser Weise *zu* ernst oder jedenfalls anders ernst nimmt. Literarische Texte sind für ihn nicht weniger wahrheitsfähig als nur irgendein Sachdiskurs; literarische Ausdrucksmittel kein dekoratives Beiwerk oder bloße Einkleidung des ‚eigentlich' Gesagten. Schon gar nicht scheidet die Literatur aus der Kampfzone des Politischen aus. Vielmehr sieht Schmitt in ihr die Konfliktkonstellationen des Zeitgeschehens, die Umbrüche und Erschütterungen der gesellschaftlichen Welt oftmals seismographisch genauer registriert als in wissenschaftlichem Schrifttum. Dadurch wird ihm die Literatur zum Fundus, auf den seine Kultur- und Zeitkritik, seine politisch-theologische Großerzählung vom Niedergang des neuzeitlichen Europas und vom eschatologischen Ziel der Geschichte immer wieder zurückgreift.

Nur scheinbar widerspricht dem ein Tagebucheintrag vom September 1947, in dem Schmitt erklärt: „Ich habe immer nur als Jurist gesprochen und geschrieben und infolgedessen eigentlich auch nur zu Juristen und für Juristen." (G 23.9.1947)[2] Wäre also doch allein die Juristerei von Belang und nur sie der angemessene Betrachtungsmaßstab seines Schaffens, alles Übrige – die Literatur eingeschlossen – dagegen nebensächlich? Zuweilen wird die Stelle in diesem Sinne zitiert, um Zuständigkeiten zu klären, das heißt die

[2] Das Verzeichnis der verwendeten Kürzel findet sich unten S. 501.

Nichtzuständigkeit von Nichtjuristen für den Juristen Schmitt. Als eine Art „off limits!"-Schild also, ähnlich der Inschrift, die über dem Eingang der platonischen Akademie gestanden haben soll: „Niemand trete ein ohne Kenntnis der Geometrie."

Das Zitat lässt sich aber auch genau andersherum lesen. Dass ein Jurist für Juristen schreibt, ist schließlich nichts Besonderes. Besonders ist, dass er glaubt, es eigens betonen zu müssen. Geht man danach, wer ihn tatsächlich las und liest, dann hat Schmitt eben keineswegs nur zu Juristen gesprochen und beileibe nicht nur geschrieben, was allein Juristen etwas anginge. Das Warnschild hebt also gerade hervor, was es in Abrede stellt: „daß Schmitt kaum jemals nur als Fachgelehrter und juristischer Praktiker dachte und schrieb."[3] Damit aber wird es zur Einladung, über Schmitt nicht nur als Juristen und nicht nur juristisch zu sprechen, sondern eben auch über die literarische Dimension seines Schaffens.

Nicht erst seit der ‚Schmitt-Renaissance' der 1980er Jahre ist der Staatsrechtler in die Hände von Nichtjuristen geraten.[4] Schon die allererste Studie über ihn, erschienen 1924, stammt von einem solchen, einem Dichter sogar: dem Dada-Poeten Hugo Ball.[5] Von Anfang an streut Schmitts Denken über juristische Fachkreise hinaus. Nur so erklärt sich seine anhaltende Wirkung. Mehr als einmal hat Schmitt versucht, die Streuung zu ‚zentrieren': sie auf den *einen* Punkt zu bringen, in dem alles zusammenläuft. An einer vielzitierten Stelle ist es „das Ringen um die eigentliche katholische Verschärfung", von dem Schmitt sagt: „Das ist das geheime Schlüsselwort meiner gesamten geistigen und publizistischen Existenz." (G 16.6.1948) Auf eine für ihn charakteristische Weise erteilt Schmitt dem Einen dadurch, dass er es auch noch als das Geheime bezeichnet, eine geradezu magische Schlüsselgewalt für das Gesamte. Doch wiewohl er selber dazu neigt, derartige Fährten zu legen, ist Skepsis angebracht gegenüber einer Suche nach der Essenz, dem *einen* Zentralmotiv, das seine Gedankenwelt im Innersten zusammenhält. Diese Welt

---

[3] Wilhelm Kühlmann, „Im Schatten des Leviathan (1933). Carl Schmitt und Konrad Weiß", in: *Moderne und Antimoderne. Der* Renouveau catholique *und die deutsche Literatur*. Hg. von Wilhelm Kühlmann und Roman Luckscheiter. Freiburg i. B.: Rombach, 2008, S. 257–306, hier: S. 259.

[4] Wesentlichen Antrieb erhielt die ‚Schmitt-Renaissance' durch die beiden Studien von Heinrich Meier, *Carl Schmitt, Leo Strauss und „Der Begriff des Politischen". Zu einem Dialog unter Abwesenden*. Stuttgart: Metzler, 1988 ([3]2013); sowie ders., *Die Lehre Carl Schmitts – Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie*. Stuttgart: Metzler, 1994 ([4]2012). Zuvörderst auf Meier bezieht sich die kritische Sammelrezension von Günter Maschke, „Carl Schmitt in den Händen der Nicht-Juristen", in: *Der Staat* 34/I (1995), S. 104–129.

[5] Hugo Ball, „Carl Schmitts Politische Theologie", in: *Hochland* XXI (1923/24), S. 263–286.